

Yael Inokai: „Die Auster“

Dies ist kein Krimi!

Von Maximilian Mengerlinghaus

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 24.07.2026

Ein Toter ohne Hände, ein Roman ohne Plan: In Yael Inokais „Die Auster“ wird die spleenige Putzfrau eines ermordeten Luxuskaufhausleiters zur Miss Marple. Die gefeierte Schweizer Schriftstellerin versucht sich an einem Berlin-Krimi und scheitert am Spagat zwischen Kunstwille und Genre.

Wie sie nachhause gekommen ist, weiß Leonora nicht mehr. Auch an die Ankunft ihres Notfallkontakts Friedhelm kann sich die Hauptfigur in Yael Inokais neuem Roman „Die Auster“ nicht erinnern. Im Gedächtnis flackern der 73-jährigen Putzfrau lediglich Bildfetzen des Tages auf. Wie der Teller voll Bratkartoffeln, den ihr der fürsorgliche Freund hinstellte.

„Geduscht hatte sie auch. Bis nur noch kaltes Wasser kam. Und dann war ihr eine Hand aus dem Mund gekrabbelt. Die langen, feinen Finger von Dr. Bronstett hatten sich vom Magen durch die Speiseröhre ihren Weg gebahnt und waren im Hals fast stecken geblieben.“

Offensichtlich steht Leonora unter Schock. Kein Wunder: Am Morgen erst hatte sie ihren Arbeitgeber Dr. Bronstett ermordet und obendrein verstümmelt in seinem Wohnzimmer vorgefunden, dem Leichnam wurden beide Hände abgetrennt. Leonora, die seit vierzig Jahren für den Geschäftsführer eines Berliner Luxuskaufhauses putzt, bemerkt das Verbrechen allerdings erst, nachdem sie das ganze Haus gründlich gesäubert und somit auch von allen hinweisgebenden Spuren auf den Täter bereinigt hat. Die ermittelnde Mordkommission trägt es mit Fassung, während Leonora sich testamentarisch bevollmächtigt sieht, Bronstetts Begräbnis zu organisieren. Die knappe Teilnehmerliste der Trauerfeier verrät einiges über den getöteten Eigenbrötler:

Eine zwielichtige Heldin

„Eine greise Großtante, eine Ex-Freundin, ein Champagnerlieferant, ein Oldtimer-Händler, den man in Ermangelung solcher vermutlich für ein nahes Familienmitglied halten würde, ein Buchhalter, ein Assistent, sechs Abteilungsleiter. Eine Tochter und eine Putzfrau. Vielleicht wären Dr. Bronstett sogar das zu viele Menschen gewesen.“

Yael Inokai

Die Auster

Hanser Berlin Verlag

226 Seiten

23 Euro

Als eine der abgetrennten Hände, mit der zuvor die Fingerabdrucksicherung von Bronstetts Bürosafe geöffnet wurde, im Tiefkühlbereich der Delikatessenabteilung auftaucht, gewinnt der Mordfall an Brisanz. Das Presseinteresse ist geweckt, auch Leonora wird von sensationslüsternen Journalisten aufgelauert, gibt sich aber verdächtig arglos. Yael Inokai hat ihre Krimianleihe um eine schwer durchschaubare Heldin herum konzipiert, deren Sinneseindrücken und Aussagen nur mit Vorbehalt zu trauen ist. Als psychologisches Senkblei dient Inokai neben Fragen der geschlechterspezifischen Altersarmut, die Leonora beschäftigen, auch der traumatische Verlust ihres Sohnes, der in zig Flashbacks rekapituliert wird. Ob es zu dieser eigenwilligen Hauptfigur aber auch passt, dass sie bald selbstständig Nachforschungen anstellt, die sie stets zurück in jenes Luxuskaufhaus führen, in dem sie als ehemalige Angestellte einst auf Dr. Bronstett traf? Die Ermittlermotivation wird Leonora eher aufgepfropft, der ganze Genreausflug Yael Inokais gleicht einer literarischen Nabelschau:

„Ein bisschen Geld, ein paar Daten. Dafür hatte man ihn umgebracht. Leonora sah seinen blutgetränkten Hausmantel vor sich. Eine gewöhnliche Kriminalgeschichte, das Fernsehen brauchte nicht einmal neunzig Minuten, um so etwas zu erzählen.“

Genreausflug mit vielen Schwachstellen

Während Leonora, wie es an einer Stelle heißt, britische Fernsehkrimis bevorzugt, präsentiert sich „Die Auster“ als unterdurchschnittliche Drehbuchvorlage für das deutsche Vorabendprogramm. Yael Inokais Roman entwickelt einfach keinen Drive – die Hauptstadtkulisse entfaltet null Atmosphäre, das Beziehungsgeflecht erscheint konstruiert, die allermeisten Dialoge rein süffisant. Jede Handlungswendung wirkt an den Haaren herbeigezogen; was nicht besser wird, bloß weil der Pseudokrimi die Willkürlichkeit zum Programm erhebt. Auch die feministisch angehauchte Kapitalismuskritik kratzt lediglich an der Oberfläche. So wird Leonora, angeblich aus Angst, sie könnte doch mit der Presse über Interna plaudern, wundersamerweise in Bronstetts Kaufhaus wiedereingestellt. Eine befreundete Kollegin aus alten Tagen erklärt ihr, wie der Hase mittlerweile läuft.

„Es ist alles so wie immer. Außer dass wir neue Kostüme haben. Für die wir auch bezahlen müssen. [...] Und dass der Stundenlohn weniger geworden ist. Die Zuschläge auch. Außerdem haben wir weniger Zeit pro Etage. Und weniger Leute sind wir.“

Krimi muss man können

So weit, so gut, so wohlfeil – unschöne Arbeitsbedingungen im Westberliner Shoppingparadies, das offensichtlich dem legendären Charlottenburger Kaufhaus des Westens nachempfunden ist. Die titelgebende „Auster“ spielt einerseits auf die Dekadenz dieses Konsumtempels an, charakterisiert darüber hinaus aber auch eine ganze Reihe handlungstragender Figuren, deren Verslossenheit oder bildungsbürgerlich gesprochen: Austerität Yael Inokai vehement betont. Warum sie den Krimi-Flirt wagt, kann Inokai leider nicht glaubhaft vermitteln, und ist damit nicht allein. Von Jakob Nolte bis Martina Clavadetscher sind in letzter Zeit eine ganze Reihe arrivierter Autoren am Spagat zwischen literarischem Anspruch und erzwungenem Unterhaltungswillen gescheitert. Einen Krimi muss man können, seine Anforderungen zunächst einmal ernst nehmen, er lässt sich nicht einfach augenzwinkernd aus dem Ärmel schütteln – denn die Kunst zu unterhalten, ist eine Kunst für sich.